



Christian Maler: Medaille zum 100-jährigen Reformationsjubiläum 1617.

Silberprägung. Durchmesser: 33,5 mm, Gewicht: 11,66 g.

© Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Münzkabinett. Inventarnummer: BGB1147.

Foto: Roger Paul.

LUTHER UND DER SCHWAN

Die Predigt wurde am 19. Februar 2017 in der Bethlehemkirche und in der Heilig-Geist-Kirche gehalten und war ein Beitrag zum Reformationsjubiläum 2017.

Biblischer Bezug: Matthäus 5, 14–16.

Anlässlich des 100-jährigen Reformationsjubiläums 1617 wurde von dem Nürnberger Medailleur Christian Maler eine Medaille geprägt, die sich im Dresdner Münzkabinett befindet. Sie ist ein kleines Kunstwerk voller Anspielungen und mit einer klaren Botschaft. Die Medaille kann etwas davon vermitteln, was Luther gewollt hat und was seinen Beitrag zur Reformation der Kirche ausmacht: das Wort Gottes zum Leuchten zu bringen.

Diese Botschaft drohte im Jubiläumsrummel des Jahres 2017 unterzugehen. Das Luther-Marketing dominierte das Jubiläum stark: Luthertomaten aus Wittenberg, Lutherkekse und Lutherlikör, Luther als Playmobil, eine Luther-Präsentbox mit Luther-Pasta und Rotweingelee »Lutherrose«, Frühstücksbrettchen mit Luthers Morgensegen. Dazu wurde eine Schablone angeboten, mit der man eine Lutherrose auf den Cappuccino zaubern kann. Für Kinder gab es den Lutherlutscher mit Erdbeergeschmack und einem Spruch: »Wenn du ein Kind siehst, hast du Gott auf frischer Tat ertappt« – ein schöner Gedanke, aber kein echtes Lutherwort. Ein echtes Lutherzitat gab es dafür auf der Luthersocke: »Hier stehe ich, ich kann nicht anders.« (Luthers Rede auf dem Reichstag zu Worms 1521). Ein Jubiläumsrenner war »Lutherol«, ein »Breitband-Theologicum für Geist und Seele« mit der 4-fachen Wirkformel: »Sola gratia, sola fide, solus Christus, sola Scriptura« – ein Medikament mit kernigen Luthersprüchen auf kleinen Schriftrollen. Auf dem Beipackzettel war zu lesen: »Dank der besonderen Wirkstoffkombination werden die Luther-Substrate ohne Umwege direkt dem Geist zugeführt.« Schon die erste Dosis Lutherol genüge, einen Menschen gesund zu machen. Auf der Schriftrolle ist zu lesen: »Gott ist ein glühender Backofen voller Liebe, der da reicht von der Erde bis in den Himmel.« Ein echtes Lutherzitat!

Jedes Jubiläum hat seine eigene Kultur und Unkultur. Mit der Betrachtung der Medaille von Christian Maler drehen wir die Zeitenuhr zurück in das Jahr 1617: das erste Jahrhundertjubiläum der Reformation. Wie wurde das Jubiläum damals in Dresden gefeiert? Am Morgen des 31. Oktober 1617 weckten Kanonenschüsse früh am Morgen um 6 Uhr die Menschen. Mit »Freudenschüssen« wurde ein dreitägiges Jubelfest eröffnet, das nach einem Mandat des sächsischen Kurfürsten landesweit nach einer festgelegten Ordnung gefeiert wurde. Der Dresdner Oberhofprediger Matthias Hoë von Hoënegg (1580–1645) gab im Auftrag des Landesherrn Anordnungen zur Gestaltung des Jubiläums und Musterpredigten in den Druck. In dem Mandat wurde verfügt, das Volk zu »herzlicher, inbrünstiger und andächtiger Begehung« des Festes zu ermahnen.

An den drei Tagen vom 31. Oktober bis zum 2. November 1617 wurden täglich zwei Festpredigten gehalten. Die Predigttexte waren vorgeschrieben. Handel und »Krämerei« waren an diesen Tagen verboten. Es wurde angewiesen, die »Figural Music auff's beste« zu bestellen. Am Ende des Mandates stand der Wunsch: »Der Allerhöchste helfe mit Gnaden, dass wir und alle Inwohner unserer Lande dieses Jubilaeum mit guter Gesundheit, gebührlicher Andacht und hertzhlicher Freude im Herren begehen mögen.«

Zur Andacht gehörte auch das Betrachten von Medaillen, die zu diesem Jubiläum geprägt wurden. Ein Exemplar haben wir vor uns. Die Medaille ist klein, mit 33,5 Millimetern Durchmesser nur wenig größer als eine 2-Euro-Münze. Auf der Vorderseite ist das Jahr 1617 angezeigt. Luther steht auf einem getäfelten Fußboden. In der rechten Hand hält er einen Scheffel, ein Hohlmaß, das wie ein Eimer aussieht. Mit der Linken zeigt Luther auf die Kerze, die auf dem Tisch steht, und auf die aufgeschlagene Bibel mit der Inschrift: »Biblia sacra«. Darüber die Inschrift: »Fulgeat aeternum« (Es möge ewig leuchten). Gemeint ist damit nicht nur das Licht der Kerze, sondern das Wort Gottes in der aufgeschlagenen Bibel. Das Licht leuchtet auch vom Himmel, denn von dort strahlt der hebräische Gottesname wie eine Sonne. Nur dezent ist angedeutet, wer die Prägung der Medaille finanziert hat. In der Tischdecke ist das kursächsische Wappen versteckt. Der Kurfürst gab das Geld für die Prägung der Medaille. Sie ist zum Ansehen bestimmt – bezahlen konnte man damit nicht.

Die Bildidee stammt aus der Bibel. Angespielt wird auf das Gleichnis vom Licht und vom Scheffel in der Bergpredigt Jesu (Matthäus 5,14–16). So steht es geschrieben in der »Lutherbibel 2017«: »Ihr seid das Licht der Welt. Es kann die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein. Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter; so leuchtet es allen, die im Hause sind. So lasst euer Licht leuchten vor den Leuten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.« Von diesem Text kommt das Sprichwort: »Sein Licht nicht unter den Scheffel stellen«. Im Sprichwort meint das Licht den Menschen, der mit seinen guten Werken leuchten soll. Das entspricht nur bedingt der reformatorischen Lehre, die besagt: Nicht durch gute Werke, sondern durch den Glauben wird der Mensch vor Gott gerechtfertigt. Auf der Medaille wird also nicht der ursprüngliche Sinn des Bibeltextes wiedergegeben, sondern eine ganz andere Aussage. Das Licht ist hier das Wort Gottes, das in der Bibel offenbart wird: »sola scriptura« – allein durch die Schrift wird das Wort Gottes offenbart. In der Kirche kann und darf es keine anderen Autoritäten geben als allein das Wort der Bibel. An diesem Wort hängt alles. Das war die Position Luthers. Genau das ist auf der Medaille dargestellt.

Die geöffnete Bibel liegt auf dem Tisch. Luther hat die Heilige Schrift durch seine Bibelübersetzung jedermann zugänglich gemacht. Die Reformation war eine Bibellesebewegung. Die Reformation der Kirche begann mit einer Neuentdeckung der Bibel. Es war ein Verdienst des Jubiläums 2017 und der Arbeit von 70 Bibelwissenschaftlern, dass eine verbesserte Ausgabe der Lutherbibel herausgegeben werden konnte. Sie wurde deutschlandweit in der evangelischen Kirche eingeführt. Lange ist daran gearbeitet worden. Es war ganz im Sinne Luthers, mit der Arbeit an der Übersetzung der Bibel niemals aufzuhören. Als die Lutherbibel im Jahr 1534 vollständig in Wittenberg erschienen war, hätte sich Luther sagen können: Endlich geschafft, fertig und Schluss. Genau das hat er aber nicht getan. Er sah immer Möglichkeiten, die Übersetzung zu verbessern. In Teamarbeit wurde die Bibel von Auflage zu Auflage immer wieder verbessert – bis zu Luthers Tod. Dann kam eine Zeit, da meinte man: Die Lutherbibel sei so gut »lutherisch«

und so perfekt, dass kein Komma mehr daran verändert werden darf. Es bestand die Gefahr, dass der Text der Lutherbibel von 1545 eingefroren wird zu einem Eisblock. Zum Glück kam es anders. Die Sprache ist etwas Lebendiges, sie lebt mit der Zeit. Und so wird weiterhin an der Bibelübersetzung gearbeitet werden – auch in der Zukunft. Das dient dem Ziel, dass die Bibel gelesen wird – mit Gewinn und mit Erkenntnissen für das eigene Leben.

Einmal überraschte mich ein Konfirmand mit der Ankündigung, die ganze Bibel von vorn bis hinten durchlesen zu wollen. Das hatte ich noch nie erlebt, dass ein Konfirmand damit ernst macht, sich durch über 1400 Seiten Bibeltext hindurch zu arbeiten, auch durch die »Durststrecken«, die es in der Bibel gibt: die Gesetze in den Büchern Mose, die Kämpfe und Kriege im Alten Testament, die Rätselbilder in der Offenbarung des Johannes. Und so viele Worte, bei denen man sich fragt: Hat das Jesus wirklich so gesagt?

Es gibt viele Gründe, die Bibel im Bücherschrank stehen zu lassen und sich nicht damit zu befassen. Umso mehr gibt es aber auch Gründe, gerade dieses Buch zur Hand zu nehmen und darüber ins Gespräch zu kommen. Dazu gibt es Angebote in der Kirche. Leider werden sie nur wenig angenommen. Es gibt weithin einen Überdruß an der Bibel. Damit hatte sich einst auch Luther auseinandergesetzt. Der Überdruß an der Bibel war ein Thema an Luthers Tisch – beim Essen. Als darüber einmal diskutiert wurde, schrieb ein Student mit, was Luther zu diesem Thema sagte: »Ich habe nun etliche Jahre lang die Bibel jährlich zweimal gelesen; und wenn sie ein großer, mächtiger Baum wäre und alle Worte wären Ästlein und Zweige, so hab ich doch an allen Ästlein und Trieben angeklopft und gerne wissen wollen, was daran wäre und was sie vermöchten, und allezeit noch ein paar Äpfel oder Birnlein heruntergeklopft.«

Unsere Medaille vermittelt die Botschaft, dass Luther genau das gewollt hat: dass die Bibel aufgeschlagen und gelesen wird – und zwar aus einem einzigen Grund: Weil hier das Wort Gottes aufleuchtet. Dieses Wort Gottes soll nicht unter einen Scheffel gestellt werden, sondern auf einen Leuchter, dass es Licht bringt in die Dunkelheit und in die Sorgen und Fragen, die uns bewegen.

Jede Medaille hat zwei Seiten. Nehmen wir nun die Rückseite. Da steht der Reim geschrieben: »Gottes Wort ist Lutheri Lehr / darumb vergeht sie nimmermehr.« Stimmt diese Aussage? Ich habe mich beim Lesen der Inschrift sofort an einem Wort gestoßen: an dem Wort »ist«. Gottes Wort soll die Lehre Luthers sein? – dagegen hätte Luther protestiert. Das Wort Gottes ist das eine, die Lehre darüber, die Auslegung ist das andere. Auf keinen Fall darf die Lehre eines Menschen mit dem Wort Gottes gleichgesetzt werden. Dem Medailleur ist hier ein Fehler passiert, oder besser: demjenigen, der ihm den Text zugearbeitet hat. Der Reim war damals schon ein bekannter Spruch, der überall kursierte – allerdings ohne das »ist«, dafür mit einem anderen Wort: »Gottes Wort *und* Lutheri Lehr / werden vergehen nimmermehr.« Das klingt schon ganz anders!

Der Medailleur hat seine ganze Kunst daran gesetzt, einen Schwan darzustellen. Schön sieht es aus, wie er da auf dem Wasser schwimmt. Die Pflanzen rechts und links vermitteln den Eindruck von einer Teichlandschaft. Was hat ein Schwan auf dieser Medaille zu suchen? Damals wusste jeder, was der Schwan bedeutet. Der Schwan war ein bekanntes Symbol für Martin Luther. Daran hatte Luther selbst einen Anteil. Im Jahr 1531 schrieb er in einer Schrift: »S. Johannes Hus hat von mir geweissagt, da er aus dem Gefängnis in Böhmerland schreibt: Sie werden jetzt eine Gans braten (denn Hus heißt eine Gans); aber über hundert Jahren werden sie einen Schwan singen hören, den sollen sie leiden.« Jan Hus, der 1415 als Ketzer auf dem Konzil in Konstanz verbrannt wurde,

galt als ein Vorläufer Luthers. Mit seiner Kritik der real-existierenden Kirche und seiner Forderung nach einer Reformation war Hus damals gescheitert. Ihm wurde dieses Wort in den Mund gelegt, mit dem er auf seinen Namen anspielte, denn »Hus« bedeutet im Tschechischen »Gans«. »Sie werden jetzt eine Gans braten ...« – gemeint ist damit der Märtyrertod in den Flammen des Scheiterhaufens, aber nach 100 Jahren wird ein Anderer auftreten, man »wird einen Schwan singen hören«. Diese Weissagung wurde auf Luther gedeutet – auch von ihm selbst. Es gibt Bilder, da sind Hus und Luther nebeneinander zu sehen, man sieht auf Bildern auch die Gans und den Schwan. So kam der Schwan auf die Medaille. Er ist auch auf Lutherbildern zu sehen. Und auf vielen Kirchtürmen in Norddeutschland, wo es nicht den Wetterhahn gibt, sondern den Lutherschwan.

Die Allegorie von Gans und Schwan erinnert uns daran, dass es schon vor Luther Menschen gegeben hat, die die Kirche reformiert haben oder es zumindest versuchten. Hus ist nur Einer, man könnte viele Namen nennen. Die Kirche braucht die Reformation und Erneuerung zu allen Zeiten. Zum Glück hat Gott immer wieder Menschen dazu berufen und befähigt. Das ist auch heute für die Kirche eine zentrale Frage: Wie kann die Kirche reformiert werden? Was müsste sich ändern? Wie kann das angefangen werden?

Einfache Antworten gibt es darauf nicht. Nur eines steht fest: Immer, wenn die Kirche reformiert wurde, war das biblische Wort mit im Spiel mit seinem Anspruch, mit seiner Klarheit und mit seiner Leuchtkraft. Deshalb ist es unserer Kirche zu wünschen, dass der Scheffel über dem Licht aufgehoben wird, wie es die Medaille zeigt. »Fulgeat aeternum« – das Licht des Wortes Gottes möge immer leuchten auch für jeden von uns, besonders in den Dunkelheiten des Lebens. Das Wort Gottes kann eine Leuchte sein, so sagt es der 119. Psalm: »Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Weg.« (Psalm 119,105).

Quellennachweis des Lutherzitates: Martin Luther: Tischreden, WATR Bd. 2, S. 244, 20–23 (Nr. 1877), modernisierter Text zitiert nach: Luther zum Vergnügen: »Wir sollen Menschen und nicht Gott sein«/ hrsg. von Johannes Schilling. Stuttgart 2008, S. 13.

Literatur: Paul Arnold; Hans-Peter Hasse: Luther und der Schwan: eine Medaille von Christian Maier zum Reformationsjubiläum 1617. Sächsische Heimatblätter 63 (2017), Heft 2, S. 151–160; Paul Arnold; Hans-Peter Hasse: Luther und Hus. Schwan und Gans: eine emblematische Typologie im Spiegel der Medaillenkunst. In: Zeichen der Identität: 500 Jahre Reformationsmedaillen/ hrsg. von Gerd Dethlefs und Stefan Rhein. Leipzig 2024 (Schriften der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt; 26), S. 123–144; Volkmar Joestel: Die Gans und der Schwan: eine Allegorie auf Jan Hus und Martin Luther. In: Luther mit dem Schwan: Tod und Verklärung eines großen Mannes. Katalog zur Ausstellung in der Lutherhalle Wittenberg anlässlich des 450. Todestages von Martin Luther vom 21. Februar bis 10. November 1996. Berlin 1996, S. 9–12 mit dem Zitat Luthers über Hus S. 9; Hans-Peter Hasse: Kirche und Frömmigkeit im 16. und frühen 17. Jahrhundert. In: Geschichte der Stadt Dresden. Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges/ im Auftrag der Landeshauptstadt Dresden hrsg. von Karlheinz Blaschke unter Mitwirkung von Uwe John. Stuttgart 2005, S. 459–523; Hans-Peter Hasse: Martinische Lesezirkel im Untergrund: Dresden und die Reformation. In: Dresden/ hrsg. von Hans-Peter Hasse und Christoph Seele. Leipzig 2014 (Orte der Reformation; 11), S. 40–52.



Christian Reinicke (1937–2016): Metamorphose – Stadt am Strom. 2006.
Mischtechnik auf Bauzeichnung. © Stiftung Frauenkirche Dresden.

METAMORPHOSE

*Bilderpredigt am 1. August 2021 in der Bethlehemkirche im Rahmen der Ausstellung
»Sandstein. Malerei und Grafik von Christian Reinicke«.*

Von der Stiftung Frauenkirche Dresden wird ein Bild von Christian Reinicke (1937–2016) verwahrt, das uns für die Ausstellung in der Bethlehemkirche für diesen Tag zur Verfügung gestellt wurde: »Metamorphose – Stadt am Strom«, 2006 gemalt. Zu diesem Bild gibt es ein Gedicht des Künstlers, das denselben Titel hat: »Metamorphose«. Das griechische Wort bedeutet: Verwandlung. Der Text wirkt wie ein Credo des Künstlers, mit dem er seine Leidenschaft für die Natur und für Dresden ausspricht, seine Leidenschaft für die Sächsische Schweiz und für den Sandstein, auch für Dome und Kuppeln, die aus Sandstein gebaut sind. Gedanken und Motive aus diesem Gedicht begegnen uns in dem Bild von Christian Reinicke. So lautet der Text:

Metamorphose

Sächsische Schweiz und sächsisches Dresden

Landschaft von Erosionen zerfurcht,
von Verwerfungen gespalten, gekippt und gehoben.
Bewachsen von Bäumen und Blumen und Sträuchern.
Bewohnt auch von großen und kleineren Tieren.
Von menschlichen Augen bewundert geschätzt ... nicht nur!
Mit Namen belegt von glühendem Geiste.
Sandstein – genutzt auch als Werkstoff für prunkvolle Bauten –
aus kühnsten Gedanken gestaltete Dome und Kuppeln,
geformt mit erfahrener sicherer Hand und später zerstört!
Die Kirche zerbricht – »metanoete!«
Der Wartturm zerfällt ... um neu zu erstehen in späterer Zeit –
ein stetiger Wandel!

Christian Reinicke, 2000

»Aus kühnsten Gedanken gestaltete Dome und Kuppeln, geformt mit erfahrener sicherer Hand und später zerstört! Die Kirche zerbricht ...« – diese Sätze beziehen sich auf die Frauenkirche, die 1945 ausbrannte und in sich zusammenfiel. Zu dieser Kirche entwi-

ckelte der Künstler eine ganz besondere Beziehung. Als der Wiederaufbau der Frauenkirche begann, zog es den Künstler immer wieder zu dieser Baustelle. Am Ende erwirkte er die Erlaubnis, Zutritt zur Baustelle zu bekommen und als Künstler den Wiederaufbau der Kirche zu beobachten und zu begleiten – ein ganz besonderes Privileg, das nur drei Künstlern genehmigt wurde. Christian Reinicke erlebte den Wiederaufbau der Frauenkirche als eine Metamorphose, als eine Verwandlung des Materials, aus dem die Kirche gebaut ist: Sandstein. Sandstein war für ihn nicht irgendein Baumaterial wie Holz, Granit oder Beton, sondern zum Sandstein hatte er eine besondere Beziehung, weil er diesen Stein so gut kannte wie kaum ein anderer. Als Kletterer war Christian Reinicke sein Leben lang in der Sächsischen Schweiz unterwegs. Er hat die Sandsteinfelsen der Sächsischen Schweiz bestiegen, sie mit seinen Händen betastet und erkundet bis auf die höchsten Gipfel. Er kannte die Wärme, die der Sandstein in sich aufnehmen kann, wenn die Sonne ihn bescheint. Er kannte auch die Fragilität des Sandsteins, der zwischen den Fingern zerbröseln und sich durch Erosion immer wieder verändert. »Metamorphose«, ständige Verwandlung, ist eine Charaktereigenschaft des Sandsteins. Den Sandsteinfelsen in der Sächsischen Schweiz ist das anzusehen: »Landschaft von Erosionen zerfurcht, von Verwerfungen gespalten, gekippt und gehoben.«

Mit der Zerstörung der Frauenkirche verband Christian Reinicke in dem Gedicht assoziativ die Erinnerung an ein Naturereignis in der Sächsischen Schweiz. Am 22. November 2000 kam es zu einem Felssturz am Wartturm, das ist ein großer Felsen in der Nähe der Bastei. Über 800 Tonnen Sandstein stürzten damals ins Tal. Zum Glück blieb der Bergsteiger, der sich unterhalb des Felsens in einer Hütte aufhielt, unverletzt. Dieser Felssturz hinterließ bei dem Künstler und Kletterer einen tiefen Eindruck, vielleicht hat dieses Ereignis sogar den Anstoß gegeben, das Gedicht »Metamorphose« zu schreiben, denn es stammt aus demselben Jahr. In dem Felsabbruch am Wartturm sah er eine Metapher für die Vergänglichkeit und Erosion des Lebens. Christian Reinicke bewertete das nicht negativ. Er ordnete den Vorgang ein in das Leben der Natur, das eine ständige Metamorphose ist, ein »stetiger Wandel« – so sagt er es am Ende des Gedichtes.

Als eine Metamorphose erlebte Reinicke auch die Zerstörung und den Wiederaufbau der Frauenkirche. Das Bild »Metamorphose« ist davon ein Zeugnis. Es entstand 2006, also zu einer Zeit, als der Wiederaufbau der Kirche bereits abgeschlossen war. Der Künstler malte sein Bild auf eine Bauzeichnung, die nicht mehr gebraucht wurde. An verschiedenen Stellen leuchtet der Untergrund, die Architektenzeichnung, durch. Was genau da gezeichnet wurde, bleibt für den Laien ein Geheimnis. Dieses Rätsel muss auch nicht entschlüsselt werden. Was aber jedem Betrachter deutlich wird: das Planen eines solchen Kirchbaus ist wirklich eine Kunst. Reinicke spricht davon, dass »Dome und Kuppeln« aus »kühnsten Gedanken gestaltet und geformt« sind. Ein Kirchbau beginnt nicht damit, dass eine Baugrube ausgehoben wird, sondern den Anfang bilden »kühne Gedanken« und Entwürfe von Architekten, die ihre Visionen und Berechnungen in einer Architektenzeichnung festhalten. Für einen Künstler ist es nicht egal, auf welchem Grund er malt. Auf eine Holztafel oder Papier, auf Leinwand oder Metall. Für eine Silhouette von Dresden mit der gerade erst wieder auferstandenen Frauenkirche schien ihm genau diese Bauzeichnung der richtige Untergrund zu sein. Sie wurde »freigegeben« für ein Kunstwerk. Das Wort »freigegeben« steht in einem Stempel, den der Baudirektor für den Wiederaufbau Eberhard Burger mit eigener Hand unterzeichnete. In einem anderen Stempel kann man die Worte lesen »Wiederaufbau Frauenkirche«. Diese

Worte übermalte der Künstler nicht blau, sondern er lässt diese Worte leuchten durch die gelbe und orange Farbe.

Wir schauen auf die Silhouette von Dresden, die sich in einer eigentümlichen Weise vervielfacht wie bei einem Kaleidoskop. In drei Reihen ziehen sich bekannte Gebäude der Dresden-Silhouette über das Papier. Man kann sich darin vertiefen, die einzelnen Gebäude und Turmspitzen zu identifizieren: die Kathedrale, die Yenidze, den Hausmannsturm, die Semperoper, und immer wieder dazwischen die Frauenkirche, groß und markant in strahlendem Gelb-Orange auf der rechten Seite. Das ist die Farbe des frisch geschnittenen Sandsteins. Blau ist dagegen die Farbe des Wassers, eine symbolische Farbe. Die Elbe ist nur selten blau, es braucht dafür ein spezielles Himmelslicht. Im Hintergrund sind blau die markanten Felsen der Sächsischen Schweiz angedeutet, der Lilienstein ist auch dabei. Wie oft hat ihn Christian Reinicke gemalt. »Stadt am Strom« ist der Titel des Bildes.

Dresden ist eine lebendige Stadt, die sich immer wieder verändert. Sie erlebte eine Metamorphose im Laufe der Geschichte. Sie erlebte den Wiederaufbau einer Kirche, die zerstört war, und jetzt wieder ein Blickfang ist in der Silhouette der Stadt. Der Künstler malte nicht die Zerstörung, sondern die Metamorphose des Wiederaufbaus. In seinem Gedicht zitiert er dazu ein markantes Wort von Jesus Christus in der griechischen Ursprache: »metanoete!«, Kehrt um! Spätestens hier wird der Text zu einem »Predigt-Text«, denn mit diesem einen Wort fasst das Matthäusevangelium zusammen, was Jesus zum Beginn seines Wirkens gepredigt hat: »Kehrt um, denn das Himmelreich ist nahe herbei gekommen!« (Matthäus 4,17). Dieser Ruf zur Umkehr ist notwendig, denn es gibt einen Unterschied zwischen der Metamorphose in der Stadt und in der Natur. Der Wandel in der Natur ist »natürlich«, er gehört zum Leben dazu. Es gehört zur Natur des Sandsteins, sich zu verändern und zu verwandeln. Ein Felsabbruch am Wartturm ist für den Sandstein nur ein Durchgangsstadium, er wird eine andere Form annehmen und dann weiter bestehen. Das ist der Lauf der Natur. Anders ist es bei den Veränderungen im Bild unserer Stadt Dresden. Kriege und Zerstörungen haben das Stadtbild verändert. Häuser und Kirchen wurden zerstört. Diese Verwundungen sind im Stadtbild immer noch zu sehen. Deshalb braucht es in dem Gedicht diesen biblischen Mahnruf, der an uns gerichtet ist: metanoete, Kehrt um!

Trotz der Mahnung in dem Gedicht dominiert in dem Bild die Freude über den Wiederaufbau der Frauenkirche. Christian Reinicke war davon begeistert. Die Begeisterung ist dem Bild anzusehen: mit hellen frischen Farben hebt er die Silhouette der Frauenkirche und anderer Gebäude heraus aus dem dunklen Blau. Es entsteht eine stimmungsvolle Komposition von einer Stadt, in der man gut wohnen und leben kann. Die Kirchen sind in dem Bild keine Zutat, sondern sie sind unverzichtbar für das Leben in dieser Stadt. Insofern ist das Bild ein Bekenntnis für die Existenz von Kirche in unserer Kultur. Um das zu empfinden, muss man nicht Mitglied einer Kirche sein.

Das Bild ist auch ein Bekenntnis zur Schönheit von Dresden. Im Zeitalter der Romantik lobten Künstler und Gelehrte überschwänglich die Schönheit der Stadt, zum Beispiel der Archäologe Johann Joachim Winckelmann (1717–1768) mit den Worten: »Hier wurde die Schönheit erfunden. Nichts als Fluss und Wiesen – in zartesten Farben und märchenhaftem Licht.« Nach 1945 kann man das so uneingeschränkt nicht mehr sagen. Die Stadt trägt an sich die Wunden des Krieges. Sie dürfen nicht vergessen werden. Trotzdem lädt der Künstler Christian Reinicke mit seinem Bild dazu ein, nach vorn zu schauen und an der Zukunft der Stadt mitzubauen. »Suchet der Stadt Bestes«,

sagte der Prophet Jeremia (Jeremia 29,7), und er fordert auf zum Gebet für die Stadt: »Betet für sie zum Herrn; denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's euch auch wohl.« Dieses Prophetenwort »Suchet der Stadt Bestes« steht geschrieben auf einer Glocke der Frauenkirche: der Stadtglocke. Der Künstler Christoph Feuerstein, der die Zierden für die Glocken der Frauenkirche schuf, schrieb auf die Stadtglocke noch einen weiteren Vers aus dem Jeremiabuch, der vom Wiederaufbau spricht: »Die Stadt soll auf ihrem Schutthügel aufgebaut werden, die Burg auf ihrem alten Platz stehen« und »Lobgesang wird dort erschallen, die Stimme fröhlicher Menschen.« (Jeremia 29,18).

So haben Künstler mit ihrer Kunst und ihrem Credo den Wiederaufbau der Frauenkirche begleitet und ihre Visionen eingebracht. Christian Reinicke war einer von ihnen, der so schön den Sandstein malen konnte – an der Frauenkirche, aber auch in der Natur in der Sächsischen Schweiz. Und wenn der Sandstein gebrochen wird – durch die Natur oder durch Menschenhand –, war das für Christian Reinicke nicht ein Weltuntergang. Er konnte auch die Erosion des Sandsteins mit leuchtenden Farben malen, weil er wusste: Es gibt ein Danach, es geht weiter. Das Leben ist eine Metamorphose, ein »stetiger Wandel«.

Ist das nicht eine wunderbare, zart angedeutete Hoffnung auf die Auferstehung, den Sieg des Lebens über den Tod? Für dieses Credo braucht es einen Raum, das sind unsere Kirchen. Wie schön, wenn sie aus Sandstein gebaut sind, und wenn eine Glocke der Stadt verkündet: »Lobgesang wird hier erschallen, die Stimme fröhlicher Menschen.«

Das Bild »Metamorphose – Stadt am Strom« war kein Exponat der Ausstellung »Sandstein. Malerei und Grafik von Christian Reinicke« (2021) in der Bethlehemkirche Dresden, es wurde für die Bilderpredigt am 1. August 2021 in der Bethlehemkirche von der Stiftung Frauenkirche Dresden ausgelesen.

Christian Reinicke (1937–2016), geboren 1937 in Dippoldiswalde, wurde nach seinem Studium an der Deutschen Hochschule für Körperkultur in Leipzig Sportlehrer. Seit 1970 war er Lehrer im Hochschuldienst an der Technischen Universität Dresden und seit 1992 Referent an der sächsischen Akademie für Lehrerfortbildung. Seit seiner Jugend war er künstlerisch tätig: 1952 bis 1954 künstlerische Arbeit unter Curt Querner (1904–1976); 1974–1992 Zirkelarbeit an der Hochschule für Bildende Künste Dresden unter Günter Schreiber (*1943); seit 1993 künstlerische Arbeit in der Gruppe »Dresdner Malfreunde«. Seit 1998 war er Mitglied im Verein »Schule des Sehens und Gestaltens e.V.« unter Prof. Gerhard Stengel (1915–2001); 2001 wurde er künstlerischer Leiter des Vereins. Christian Reinicke starb 2016 in Dresden.

Literatur: Christian Reinicke: Malerei und Grafik [Katalog zu Ausstellungen in Meißen und in Dresden, erschienen anlässlich des 80. Geburtstages des Künstlers] s.l. 2017; S. 15 ist der zitierte Text »Metamorphose« abgedruckt. Presse: Tomas Gärtner: Kirchenbau malerisch dokumentiert. Dresdner Neueste Nachrichten 31 (2021), Nr. 175 (30. Juli), S. 14 [mit Abbildung des Bildes »Metamorphose« von Christian Reinicke]; Ausstellung: Felskletterer und Bergfreund. Der Sonntag 76 (2021), Nr. 21 (23. Mai), S. 7.



Heinrich Epler (1846–1905): Einführung der Reformation in Dresden am 6. Juli 1539.
Relief am Altar der Kreuzkirche Dresden, 1900.
Bronze, vergoldet. 190 x 282 cm. Gegossen von der Firma Birner & Franz in Dresden-Löbtau.
Foto: Udo Pellmann

INSZENIERTE REFORMATIONSERINNERUNG

DIE EINFÜHRUNG DER REFORMATION IN DRESDEN 1539 UND DIE INSZENIERUNG DES REFORMATIONSGEDENKENS DURCH DEN BILDHAUER HEINRICH EPLER IN DER KREUZKIRCHE

Der aus Königsberg in Franken stammende Bildhauer Heinrich Epler (1846–1905) schuf im Jahr 1900 für die Kreuzkirche ein Bronzerelief, das die Einführung der Reformation in Dresden am 6. Juli 1539 darstellt. Zur Inszenierung der Reformationserinnerung im Altarraum der Kreuzkirche gehören ferner zwei Plastiken von Ernst Paul (1856–1931), die Martin Luther mit der Heiligen Schrift und Philipp Melanchthon zeigen. Durch die Zerstörung der Kreuzkirche am 13. Februar 1945 wurden die Skulpturen schwer beschädigt. Die nicht mehr erhaltenen Inschriften über den Reformatoren zitierten Schlagworte der reformatorischen Theologie. »Suchet in der Schrift!« lautete das Motto über Melanchthon. Die Aufforderung »Stehet im Glauben!« über Luther brachte den Gedanken zum Ausdruck, dass der Mensch vor Gott nicht durch fromme Werke, sondern allein durch den Glauben gerechtfertigt wird.

Als am 6. Juli 1539 mit einem festlichen Gottesdienst in der Kreuzkirche die Reformation in Dresden eingeführt wurde, waren die höchsten Repräsentanten Sachsens anwesend. Links außen im Bild Eplers steht Herzog Heinrich der Fromme (1473–1541), der nach dem Tod seines Bruders Georg von Sachsen (1471–1539) am 17. April 1539 die Regierung über das albertinische Sachsen übernahm und sofort daran ging, die Reformation in diesem Territorium einzuführen. Unterstützt wurde er dabei von seiner Frau Katharina von Mecklenburg (1487–1561), die hinter ihm steht und mit der rechten Hand ihr prachtvolles Kleid schürzt. Neben Heinrich steht der sächsische Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige (1503–1554), die Hände auf das Kurschwert gestützt. Er förderte die Einführung der Reformation im albertinischen Sachsen und beauftragte die Wittenberger Reformatoren, beim Aufbau eines evangelischen Kirchenwesens zu helfen. Begleitet wird er von seiner Frau Sibylle von Kleve (1512–1554), die links von ihm zu sehen ist. Die Präsenz der evangelischen Fürsten in diesem Bild illustriert ihre Rolle in einem historischen Prozess, der als »Fürstenreformation« bezeichnet wird.

Am 6. Juli 1539 wurde in Dresden die Messe deutsch gehalten und das Abendmahl unter »beiderlei Gestalt« an die Besucher des Gottesdienstes ausgeteilt. Sie empfingen nicht nur das Brot, sondern auch den Kelch mit Wein, der nach mittelalterlichem Ritus nur den Priestern vorbehalten war. Der »Laienkelch« – Empfang des Weines auch für die »Laien«, die nicht dem Klerikerstand angehören – war eine zentrale Forderung der Reformation Martin Luthers und wurde zum Kennzeichen des evangelischen Gottesdienstes. In der Anordnung der Szene rückte der Künstler den Empfang des Kelches ins Zentrum des Bildes. Vermutlich ist hier der neu an die Kreuzkirche berufene evan-



Heinrich Epler (1846–1905): Ausspendung des Weines beim Abendmahl.
Detail des Reliefs in der Kreuzkirche Dresden.
Foto: Udo Pellmann

gelische Pfarrer Johannes Cellarius († 1542) dargestellt, der wenige Tage vorher – am 27. Juni 1539 – durch den evangelischen Hofprediger Paul Lindenau (1489–1544) in sein Amt eingeführt wurde. Unklar bleibt die Identität des Mannes am rechten Bildrand mit der Bibel im Arm. Wenn er nicht eine bestimmte historische Person darstellen soll, steht er hier als ein Typus für den gebildeten frommen Dresdner Bürger, der sich aufgeschlossen zeigt für die Reformation Martin Luthers.

Die Anregung, wie dieses Bild zur Erinnerung an die Einführung der Reformation in Dresden zu gestalten ist, dürfte der Dresdner Superintendent Franz Dibelius (1847–1924) gegeben haben, der zum Reformationsjubiläum 1889 ein Buch zur Dresdner Reformationsgeschichte herausgab. Nachdem ein Brand die Kreuzkirche am 16. Februar 1897 zerstört hatte, ergriff Dibelius die Initiative, die Neugestaltung der Kirche mit einer Erinnerung an die Einführung der Reformation zu verbinden. Für diese Aufgabe gewann er den Professor an der Dresdner Kunstakademie Heinrich Epler, der schon vor dem Brand 1897 mit einem Kunstwerk in der Kreuzkirche vertreten war. Das von Epler ge-



Heinrich Epler (1846–1905), Bildhauer in Dresden.
Historische Fotografie: Oswin Fiedler, Hofphotograph, Dresden.
© Staatsarchiv Coburg, Bildsammlung: IV.16,6.



Grab von Heinrich Epler auf dem Johannisfriedhof Dresden.
 Inschrift auf dem Grabstein: »C. Heinrich Epler | Professor a. d.
 Kgl. Kunstakademie | * 3. August 1846 i. Königsberg i. Fr. |
 † 30. Apr. 1905 i. Dresden. | Hier ruht, was von ihm sterblich
 war. | Anna Epler geb. Grube | * 26.4.1862 † 25.12.1944«.
 Foto: Hans-Peter Hasse.

staltete Relief »Die Bergpredigt«, das ursprünglich für das Lesepult geschaffen wurde, hat heute über der Kanzel einen würdigen Platz gefunden. In Dresden sind noch weitere Werke Eplers zu finden, darunter das Portal der Kunstakademie an der Brühlschen Terrasse mit der Allegorie der christlichen Kunst.

Über Heinrich Epler, der bei Johannes Schilling (1828–1910) in Dresden studierte und seit 1894 als Professor an der Kunstakademie Dresden wirkte, ist nur wenig bekannt. Sein Atelier befand sich auf der Eliasstraße 22 (jetzt: Güntzstraße) im Carlitz'schen Gartengrundstück, wo auch sein Freund Rudolf Hölbe (1848–1926) sein Atelier hatte. Der private und künstlerische Nachlass des Künstlers wurde 1945 vernichtet, als die Wohnung der Familie Epler in der Haydnstraße 27 in Striesen zerstört wurde. Seit 1890 war Epler mit seiner Frau Anna geb. Grube verheiratet, die er auf dem Relief in der Kreuz-

kirche dargestellt hat. Es handelt sich um die junge Frau mit Zöpfen im Zentrum des Bildes, die ein Buch in der Hand an ihr Herz drückt. Mit dem Kind, das dicht neben dem Pfarrer mit dem Kelch steht, hat Epler vermutlich seine Tochter Ruth dargestellt. Die Identifikation der Personen ist möglich anhand von Fotografien und Kunstwerken aus dem Nachlass der Familie Epler, die in Dresden im Privatbesitz erhalten sind.

Erstveröffentlichung des Textes in: Dresden / hrsg. von Hans-Peter Hasse und Christoph Seele. Leipzig 2014 (Orte der Reformation; 11), S. 24 f. Ergänzt wurden gegenüber der Erstfassung die Angaben zum Bildhauer Heinrich Epler.

Das Relief ist als Predella über dem Altar der Kreuzkirche angebracht; Inschrift unter dem Relief: »Einführung der Reformation Dom V. p. Trinit. 6. Juli 1539« [Dominica V. post Trinitatis: 5. Sonntag nach dem Trinitatisfest]. Auf dem unteren Rand rechts die Signatur: »H[einrich] Epler Dresden Jan[uar] 1900«. Nach dem Tod Eplers schenkte seine Frau Anna Epler geb. Grube einen Abguss in Gips der Evang.-Luth. Marienkirche in Königsberg in Franken (Schenkung 1906), wo das Bild in der Kirche zu sehen ist. Auf dem unteren Rand ist bei der Signatur die Inschrift eingraviert: »Original-Abguss nach seinem Werke«. Das Relief in der Kreuzkirche Dresden wurde 2013 von Franziska Wosnitza restauriert.

Quellen und Literatur: Ernst Sigismund: Epler, Heinrich. In: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart / begründet von Ulrich Thieme und Felix Becker; hrsg. von Ulrich Thieme. Bd. 10: Dubolon – Erlwein. Unveränderter Nachdruck der Originalausgabe Leipzig 1914. Leipzig 1999, S. 582 f.; Andreas Dehmer: Aux morts: Grabskulptur in Dresden 1880–1930. Regensburg 2020, S. 45. Eine instruktive Quelle für die Biografie Eplers ist der »Kurze Lebenslauf des Dresdner Bildhauers Professor Karl Heinrich Epler«, der von einer seiner Töchter – Hildegard oder Ruth Epler – verfasst wurde (Durchschlag eines Typoskriptes, 3 Blätter). Das Typoskript wurde am 10. August 1984 von Fritz Löffler an die Skulpturensammlung der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden geschickt, wo das Typoskript heute verwahrt wird. Laut Auskunft der Friedhofsverwaltung wurde Heinrich Epler am 3. Mai 1905 auf dem Johannisfriedhof Dresden bestattet (Feld C 2). Die Urne seiner Frau Anna wurde am 5. April 1945 im Grab ihres Mannes beigesetzt. Die Urne der Tochter Hildegard Josephine Epler wurde am 5. Januar 1973 ebenfalls in diesem Grab beigesetzt; am 5. Mai 1981 erfolgte die Beisetzung der Urne der Tochter Ruth Anna Epler. Die Namen der Töchter sind auf dem Grabstein nicht eingetragen. Frau Beatrice Teichmann, Johannisfriedhof Dresden, danke ich für Auskünfte zu dieser Grabstelle. Der Grabstein aus Marmor stammt vermutlich aus Italien (freundliche Auskunft von Martin Kaden).



Daniel Greiser (1504–1591), Superintendent in Dresden 1542–1589.
Kupferstich. © Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Kupferstichkabinett.

DER DRESDNER SUPERINTENDENT DANIEL GREISER (1504–1591)

EIN ORGANISATOR DER LUTHERISCHEN REFORMATION IN DRESDEN

Zu den markanten Persönlichkeiten, die das lutherische Profil der Kirche in Dresden nach der Einführung der Reformation im Jahr 1539 maßgeblich prägten, gehörte der Dresdner Superintendent Daniel Greiser (1504–1591), auch »Greser« geschrieben. Er hinterließ eine Autobiographie, die sich als eine Fundgrube zur Dresdner Kirchengeschichte erweist und 1587 – vier Jahre vor Greisers Tod – in Dresden gedruckt wurde: »Historia und Beschreibung des ganzen Laufs und Lebens, wie nämlich ich, Daniel Greiser, Pfarrer und Superintendent in Dresden, meinen Curriculum vitae vom 1504. bis ins jetzt laufende 1587. Jahr als nunmehr ein 83-Jähriger durch göttliche Gnade geführt habe«.

Greiser wurde am 6. Dezember 1504 in Weilburg an der Lahn in der damaligen Grafschaft Nassau als Sohn eines Schuhmachers geboren. Schon als Kind wurde er dazu bestimmt, die geistliche Laufbahn einzuschlagen. Durch seine Erziehung und Kontakte zum Erfurter Humanistenkreis erwarb er solide Kenntnisse der alten Sprachen und der Philosophie. Als Luther 1521 auf der Durchreise nach Worms in der Erfurter Augustinerkirche predigte, war der junge Greiser unter den Zuhörern. Nach Studium, Priesterweihe und Lehrtätigkeit in Mainz wurde er durch Kontakt mit dem späteren württembergischen Reformator Erhard Schnepf (1495–1558) ein Anhänger der Reformation Martin Luthers. Nach seinem Wirken als Pfarrer in Gießen wurde Greiser nach dem Tod des Dresdner Superintendents Johannes Cellarius († 21. April 1542) nach Dresden berufen. Greiser zögerte, den Ruf anzunehmen, und wechselte zunächst nur befristet nach Dresden. Erst 1546 siedelte seine Familie endgültig nach Dresden über. Hier übernahm Greiser die schwierige Aufgabe, in der Stadt und in einem Amtsbezirk mit 27 Landgemeinden das erst begonnene Reformationswerk weiterzuführen.

Die reformatorische Neuordnung des Kirchenwesens in Dresden war Greisers bedeutendste Leistung. Daneben war er immer wieder auch an Verhandlungen beteiligt, die die Kirchenordnung und Religionspolitik im albertinischen Sachsen betrafen. Zu seinem Arbeitsfeld gehörten die Kirchenvisitationen. Ferner hatte er als Superintendent Synoden einzuberufen und Rundbriefe an die Pfarrer zu schreiben. Zweimal in der Woche predigte Greiser in der Kreuzkirche: donnerstags und sonntags sowie an Festtagen. Als Superintendent war er intensiv um die Verbesserung von Lebensführung, Bildungsstand und Seelsorgepraxis der Pfarrer in seinem Amtsbezirk bemüht. Diesem Zweck sollte auch die Autobiographie dienen: »Ich bitte die Herren Pastores, sie wollen dies mein Curriculum vitae lesen, ob sie vielleicht etwas darin zu ihrer Unterweisung und dem sie nachzufolgen gedächten, finden.« Speziell für diese Leser beschrieb Greiser seinen Tagesablauf, der im Sommer um 5 Uhr begann und am Abend um 9 Uhr endete. Detailliert werden die Zeiten für Gebete und Lektüre genannt sowie die Texte der zu lesenden Schriften angegeben.

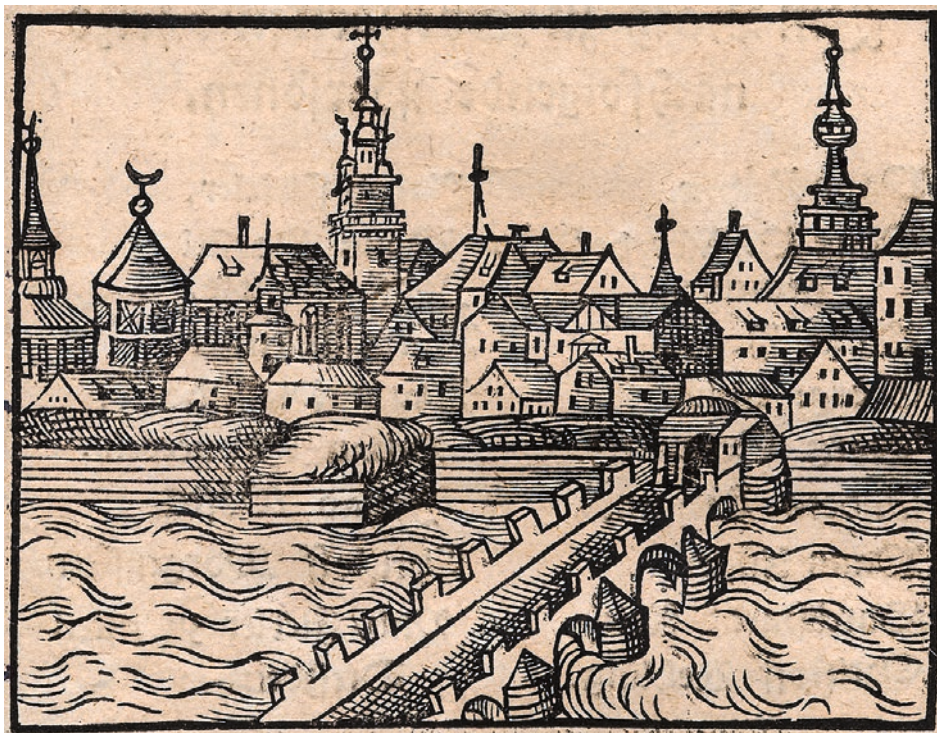
Das Studium ist über den ganzen Tag verteilt und umfasst die Lektüre der biblischen Schriften in den Ursprachen sowie Schriften der Kirchenväter und antiker Schriftsteller. Ganz offensichtlich wird hier ein idealer Tages- und Studienplan beschrieben. Es war die Absicht Greisers, die Pfarrer in seinem Amtsbezirk zum Selbststudium anzuregen.

Im Jahr 1580 wurde Greiser Assessor im Dresdner Oberkonsistorium, der obersten Kirchenbehörde des Kurfürstentums. In seiner Autobiographie schildert er ausführlich die Arbeit im Konsistorium, die durch einen Holzschnitt illustriert wird: Mehrere Schreiber sind hier beschäftigt, Beratungen werden abgehalten, an der Wand hängen ausgefertigte Briefe, die durch Boten zu befördern sind. Greiser listet die Namen der im Konsistorium beschäftigten Theologen, Juristen, Notare und Sekretäre auf. Dass die Behandlung von Rechtsfragen und Disziplinarfällen im Konsistorium zu den unliebsamen Tätigkeiten des Superintendenten gehörte, wird in der Autobiographie nicht verschwiegen: »Habe also ich in diesem Oberkonsistorio ins siebente Jahr die 75 Stufen der Treppen in meinem hohen Alter, als der ich nun ins 83. Jahr gehe, auf- und absteigen und allda mit Verdruss die losen Händel hören müssen. Denn ins Konsistorium kommen nicht viel reinliche und gute Händel ...«.

Greisers Verhältnis zum Rat der Stadt war nicht immer frei von Spannungen. Schon die Berufung Greisers durch den Landesherrn wurde vom Rat der Stadt als Affront empfunden, da dem Rat das Recht zur Besetzung der Pfarrstellen an der Kreuzkirche zustand. Herzog Moritz setzte sich jedoch darüber hinweg. Am Tag nach Greisers Ankunft in Dresden – am 26. Mai 1542 – lud der Herzog die drei Bürgermeister der Stadt auf das



Innenansicht des Konsistoriums in Dresden in der Autobiographie von Daniel Greiser. Holzschnitt, 1587. © Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden.



Ansicht von Dresden in der Autobiographie von Daniel Greiser. Holzschnitt, 1587.
© Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden.

Schloss und stellte ihnen dort den neuen Superintendenten vor. Als Konfliktfeld zwischen dem Rat der Stadt Dresden und dem Superintendenten erwies sich in der Folgezeit immer wieder die Besetzung von Kirchen- und Schulstellen, da der Superintendent sein Mitspracherecht in Schulangelegenheiten energisch einforderte. Als der Rat im Jahr 1558 in Abwesenheit Greisers den von Philipp Melanchthon empfohlenen Magister Johann Heintz als Rektor der Kreuzschule einsetzte, protestierte der Superintendent beim Kurfürsten und erreichte, dass ein anderer Lehrer gewählt wurde.

Kurfürst August von Sachsen (1526–1586) schätzte Greiser als Prediger und Berater in Religionsangelegenheiten. Gelegentlich nahm der Superintendent auch inhaltlich Einfluss auf die Gestaltung des Dresdner Schulwesens, so zum Beispiel bei der Erstellung einer Schulordnung für die Kreuzschule im Jahr 1575. Hier bestand er auf klarer Orientierung am lutherischen Bekenntnis sowie auf hohen Maßstäben bei der humanistischen Bildung und Frömmigkeitspraxis. Dass der Dresdner Superintendent diesen Maßstäben selbst entsprechen wollte, geht aus seiner Autobiographie hervor, die Beachtung verdient – nicht zuletzt wegen der darin enthaltenen Ansicht von der Stadt Dresden, die ein unbekannter Künstler mit dem Monogramm »H. G.« in Holz schnitt.

Erstveröffentlichung des Textes: Hans-Peter Hasse: Reformer und Organisator der Kirche in Dresden: zum 500. Geburtstag des Dresdner Superintendenten Daniel Greiser (1504–1591). *Dresdner Neueste Nachrichten* 14 (2004), Nr. 297, S. 15 [20. Dezember 2004].